



Illustriertes Blatt.

DONNERSTAG 5. MÄRZ.

Die Schneeflocke.

Du Kleine, Kleine Flocke,
Du bist des Lebens Bild,
Herabgeschneit vom Himmel
Auf's irdische Gefild.

Du schwebst im Sonnenglanze,
Ein flüchtiger Krystall,
Weißt nicht, wohin ein Lüftchen
Dich tragen wird im Fall.

Die Stunde, die dich bringet,
Bringt mit dir eine Schaar;
Wer wird, wo Tausend fallen,
Der Einzelnen gewahr?

Vielleicht daß doch ein Auge,
Mit deinem Werth vertraut,
Durch's Mikroskop der Liebe
Dich sinnender beschaunt!

Dann freilich, Kleine Flocke,
Zeigst du, dem Leben gleich,
Dich reich an mancher Schönheit,
An manchem Wunder reich.

Von Regenbogenfarben
Erscheinst du dann erhellt,
Gleich einer zauberhaften
Krystallenblumenwelt.

Da muß man schön dich nennen,
Und muß sich freu'n an die! —
Doch steh! — ein Strahl, ein Athem
Verstört die ganze Zier!

Du, Flocke, wirst zum Tropfen,
Der Boden saugt dich ein: —
Das Leben wird zur Thräne
Auf einem Leichenstein!

Joh. Gabr. Seidl

Waterländisches.

Die Wallfahrtskirche u. l. Frauen zu Ehren-
gruben in Oberfrain.

(Beschluß.)

In diesem Kirchenschiffe befinden sich vier unbedeutende Altäre mit Figuren alter Sculptur. Unter diesen Altären ist der an der linken Seite dem h. Bischof Martin gewidmet. Dieser ist jedoch, nach der Sitte der Vorzeit, nicht als Bischof, sondern als Reiter vorgestellt, und soll der Patron der früher hier gestandenen Filiale gewesen seyn. Sein Namensfest wird hier noch durch ein von der Pfarrgeistlichkeit aus Altenlaach gesungenes Hochamt, zu welchem durch ein Gelübde alle Hirten der Pfarre erscheinen, gefeiert. Zu diesem Amte wird von jedem Hirten ein Kapaun als Opfer gebracht. An diesem nämlichen Altare hängt an einem, in die obere linke Seitenwand eingelassenen, viereckigen, hölzernen Balken jene beinerne Rippe, welche der Volksaberglaube als die Rippe einer heidnischen jungfräulichen Riesin anstaunt. Diesem Volksglauben zufolge soll diese Riesin mit dem einen Fuße auf dem St. Margarethenberge bei Krainburg, mit dem andern auf dem Kahlenberge gestanden seyn. Die Kirche hat drei Eingänge, wovon zwei parallel neben einander am untern Ende die Haupteingänge bilden. Die Form derselben ist, ungeachtet sie sich nahe stehen, verschieden. Diese Verschiedenheit der Eingänge, wovon nämlich der eine in dem schönen altdeutschen, und der andere in dem schwerfälligen gothischen, dem byzantinischen der älteren Zeit sich hinneigenden Styl erbaut ist, führt den Beobachter auf verschiedene Muthmaßungen hin. Entweder ist der untere Theil das Ganze der vormaligen allhier gestanden haben sollenden Martini-Filialkirche, zu welcher, nach Abbrechung des Sacrariums und Uebersetzung des Martini-Altars, der schöne obere altdeutsche Zubau mit dem Gnaden-Altare gekommen ist; oder aber war die Frauenkirche ursprünglich in dem,

im untern Theile sich darstellenden älteren deutschen Style erbaut, und in der Folge erst der obere schönere Zubau geschehen. Meine Meinung ist für den letztern Umstand, weil ein Paar in der Umgegend stehende Filialkirchen bei weitem nicht so geräumig und ausgedehnt sind, wie der untere Bau dieser Kirche ist, obschon sie ein eben so hohes Alter beweisen. Uns zu dem Außern der Kirche wendend, so erblicken wir an der linken Mauer zunächst des Seiteneinganges den in gigantischer Größe gemalten, bis an das Kirchendach nach der ganzen Höhe der Kirche reichenden heil. Christoph, dessen Bild noch vor wenigen Decennien an keiner alten Kirche fehlte, gegenwärtig aber schon an den meisten Orten, wo es früher bemerkt wurde, durch das Uebertünchen mit Kalk verschwunden ist. Hier erscheint er in altdeutscher Tracht, den Heiland in Kindesgestalt an der linken Schulter tragend, und in der rechten Hand einen riesenmäßigen, bis zum Wipfel abgestuften Baum als Wanderstab haltend, oder vielmehr sich auf denselben stützend, und das Meer wie einen Bach durchwatend. Auf dem in Wellen an seinen gigantischen Füßen sich kreisenden See erblickt man abenteuerliche Meerfräuleins und bemastete Schifflein. Dieses alte Gemälde ist am untern Ende, bis zu einem Viertel der ganzen Höhe desselben, voll Autographen aus dem 16. und 17. Jahrhunderte mit beigefügter Jahreszahl, und dem Anker, als Symbol des Handelsstandes. Um die Kirche stehen ein Paar Bauernhäuser, ein der Kirche gehöriges, zu Zeiten von einem jubilirten Priester bewohntes hölzernes, auf einer kleinen Anhöhe befindliches Gebäude; ein ehemaliges, nun von einer Bauernfamilie bewohntes Eremitenhäuschen, und ein Paar hölzerne, bei Concursen der Wallfahrter gebrauchte Ausschankhütten der Lacker Wirthe, dann die Messnerlei, bei welcher sich eine schöne Aussicht öffnet. Eine noch schönere, romantische Aussicht stellt sich aber dem Wanderer an der Hinterseite der Kirche, an dem ummauerten Kirchhofe dar.

Man blickt in eine üppige, mit allen Reizen der schönen Natur prangende Landschaft. Wechselnde Wäldchen, mit Wiesen bebaute Felder, von Obstbäumen umgebene und beschattete Dörfer mit den aus ihrer Mitte auftauchenden Kirchtürmen, reizende Hügelketten, im linken Hintergrunde die hohen kahlen, zum Theile mit Schnee bedeckten Hochberge, als Gränzmarken zwischen Krain und Kärnten, etwas tiefer in gerader Richtung die ehrwürdige Thurmruine des alten Bergschlosses Flödnig, noch etwas tiefer der doppelgipfige, als Krone die Frauenkirche tragende Kahlenberg, und zur Rechten der hohe, mit der Kirche der beiden Landespatrone Hermagoras und Fortunatus bekrönte Dfoinig, vereinen sich zu dem herrlichsten Panorama. Das

Auge überblickt sogar im noch weiteren Hintergrunde das Gränzgebirge unseres Unterlandes, den hohen Tantschberg.

Den verehrten Lesern dieses Blattes, und den schönen Bewohnerinnen der nicht so weit entfernten Hauptstadt rathe ich, wenn sie diese, durch ihr Alter und ihre historische Merkwürdigkeit ehrwürdige Wallfahrtskirche und ihre schöne Gegend besuchen wollen, sich dahin den Weg über mein Geburtsstädtchen Laak zu wählen, weil eben von da der Weg nach Ehrengruben äußerst angenehm und abwechslungsreich ist.

Auf diesem von mir vorgeschlagenen Fußwege muß ich meine verehrten Leser noch auf eine in der, der Kirche zunächst gelegenen Fichtenwaldung sich darstellenden Merkwürdigkeit aufmerksam machen; dieses ist jene gemauerte, mit Heiligenbildern beinahe ganz bedeckte Säule, welcher der Wanderer, von Laak aus gegangen, an einer unbedeutenden Anhöhe rechter Hand begegnet; denn sind auch die Gemälde theilweise erloschen, oder von muthwilliger Hirtenhand halb abgekraht, so gehören doch mitunter noch einige wenige, in ihrem schönen Colorite noch wohl erhaltene Madonnen- und Heiligenbilder, bei genauer Betrachtung, immerhin in die Classe von Kunstbildern, welche, von der Wand getrennt, schöne Cabinetstücke geben würden. Ganze Generationen frommer Wallfahrter aus bereits verloschenen Geschlechtern sind durch Jahrhunderte an dieser dastehenden Säule vorübergewandert; sie sind Staub geworden, aber diese schönen Gemälde erbauen und entzücken noch immer durch ihr schönes Colorit und ihre altdeutschen Formen. Schade ist es, daß gewinnstüchtige Menschen auch die Grundfesten dieser Säule angriffen, um die vermeintlich in dieselbe versenkten Schau- und Goldmünzen auszuheben. Uebrigens geben die vielen, an dieser Säule um die Heiligenbilder angebrachten gemalten Arabesken, durch ihre Aehnlichkeit mit jenen an der Gewölbedecke der Kirche selbst, einen starken Beweis, daß das Alter dieser beiden Monumente nicht viel von einander unterschieden seyn dürfte. An dieser Säule erblickt man überdies Inschriften, Mono- und Chronographien mit altdeutschen Lettern und Ziffern, sogar mit der Jahreszahl 1493, woraus es sich ergibt, daß diese Säule, und sohin auch die Wallfahrtskirche, aus den Zeiten Kaiser Friedrichs IV., wenn nicht gar aus jenen seines Vaters Ernst des Eisernen herrühre.

Unser Ehrengruben wird gewöhnlich an jedem Donnerstage, insbesondere aber an allen Frauenfesttagen und dem Donnerstage zwischen den beiden Frauenfesten, nämlich am 15. August und 8. September, häufig besucht; der größte Concurß ist aber an den Pfingstfeiertagen, wo an dem ersten Nachmittage, und Tags darauf Vormittags, eine sehr

bedeutende, von nah und ferne herbeiströmende Volksmenge daselbst sich einfindet, und ich nähre die Ueberzeugung, daß hier gewiß jeder fühlende Mensch und Naturfreund einige Stunden mit Entzücken verweilen wird.

Von der Geschichte und Beschreibung unserer Wallfahrtskirche gehe ich nun auf jene der, in der Nachbarschaft dieser Kirche liegenden, ursprünglich mit deutschen Colonisten besetzt gewesenen Dörfer über.

Diese Ortschaften, nach der gegenwärtigen politischen Eintheilung, eist an der Zahl, zu den Bezirken Michelsstätten zu Krainburg und Laß gehörig, nach St. Martin vor Krainburg und Altenlaß eingepfarrt, paradiren in unseren älteren als auch neueren Geographien ganz unrichtig unter der gemeinsamen Benennung: „Feichting, das größte Dorf in Krain, eine deutsche Meile lang, wo doch der ganze Weg, nach dem Laufe der Bezirksstraße, vom ersten Dorfe Althosen (Staridor) bis zum letzten Dorfe Oberfeichting, in fünf Viertelstunden zurückgelegt wird.

Zu dem Bezirke Michelsstätten zu Krainburg gehören die eigentlichen drei Feichtinger Ortschaften, Ober-, Mittel- und Unterfeichting, jede mit einer eigenen Kirche versehen, und die letztern nach Altenlaß eingepfarrt.

Neben der noch gegenwärtig stehenden Filialkirche des heil. Nicolai zu Unterfeichting stand noch vor drei Dezzennien die alte niedere, mit einem hölzernen Thürmchen versehene, aus großen runden Feldsteinen erbaute St. Veitskirche, aus welcher der einzige darin befindliche Altar schon vor mehreren Jahren in die noch stehende St. Nicolaikirche übersezt wurde. Anstatt daß diese merkwürdige, durch ihr hohes Alter schätzbare Kirche oder Capelle, ohne Zweifel die älteste in der Gegend, möglichst der Nachwelt als ein theures Monument der Vorzeit erhalten worden wäre, ließ man sie immer mehr verfallen, bis sie, zum gänzlichen Niederreißen bestimmt, veräußert wurde. Ein noch größerer Vandalismus wie mit dieser nun nicht mehr vorhandenen St. Veitskirche wurde mit einem nach kostbareren Denkmale der älteren Vorzeit, mit der sogenannten St. Laurenti-Capelle zu Altenlaß, getrieben, welche auf dem an der uralten, gegenwärtigen Decanatspfarrkirche zu Altenlaß befindlichen Friedhofe, sehr wenige Schritte von dieser Kirche entfernt stand. Wie sie eigentlich ausseh, vermag ich hier nicht anzugeben, weil ich mich nur so viel rückzuerrinnern weiß, solche in meinem frühen Knabenalter nicht mehr in ihrem wahren, vollkommenen Zustande, sondern nur mehr in Ruinen gesehen zu haben, da sie zur gänzlichen Hinwegräumung bestimmt gewesen. Aber so viel weiß ich mich zu erinnern, gehört zu

haben, daß sie, der Tradition zu Folge, ihren Bestand aus der Epoche der krainischen, zu Aquileja als Glaubensblutzeugen geopfertem Aposteln Hermagoras und Fortunatus herschreibe. Eine Sage, die viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint, da, wie ich bereits erwähnt habe, die in der römischen und auch noch späteren Vorzeit aus Italien in unser Oberland, und auch weiterhin führende Straße ihren Zug durch die julischen Alpenhöler über Laß nahm, und die beiden Heiligen ohne Zweifel auch in ihrem heiligen Bekehrungswerke diesen Weg genommen haben dürften. Die erste Ansiedlung der von uns besprochenen deutschen Colonisten in dieser Gegend geschah unter dem Fürstbischöfe Erich von Freisingen, welcher im Jahre 1283 einen Theil seiner Unterthanen aus dem Pustertthale in Tyrol zur Auslichtung und Beurbarung der großen und unheimlichen Fichtenwäldern kommen, und sie in jener Ausdehnung sich niederlassen ließ, wo gegenwärtig das dreifache Feichting situirt ist. Die übrigen später von mir genannten Orte scheinen muthmaßlich entweder durch neuerliche Tyroler Colonisten, oder aus dem Ueberflusse des schon da gestandenen Feichtings und seiner Seelenzahl bevölkert worden zu seyn. Denn es kann wohl keineswegs angenommen werden, daß diese ganze ausgedehnte Gegend zwischen Laß und Krainburg zur Zeit der ersten Ansiedlung (1283) auf einmal bevölkert worden wäre.

Nach den hierüber vorhandenen Daten: Meißelbeck Freising'sche Geschichten, Thomas Chron, Bischof zu Laibach, Manuscripten, und Balvasors Chronik heißt es: „Im Jahre 1283 hat Erich, oder Erich, „Bischof von Freisingen, einige Pflanzvölker aus dem „Pustertthal in die Nachbarschaft von Laß geführt, „und die Dörfer Feichting und Zeyern aufgerichtet, woselbst die Einwohner noch heute die deutsche, wiewohl verderbte Sprache reden.“

Dieses bekräftiget die von mir oben aufgestellte Behauptung, daß die erste Ansiedlung zu Feichting geschah. Die Ortschaften: Schütt (Schutna) Sarnitz (Shabenza), Dörfern (Dorfarije), Formach (Formach), heil. Geist (sveti Duch), Gränzu (Grénz), Ehrmern (Virmashe) und Althosen (Staridor), scheinen aller Wahrscheinlichkeit nach sammt der zu heil. Geist liegenden, ganz den Styl des Mittelalters tragenden Kirche späteren Ursprungs zu seyn. Ich bin versucht zu meinen, daß alle vorerwähnten acht Ortschaften, welche gegenwärtig im Bezirke Laß gelegen, und nach Altenlaß eingepfarrt sind, nach der Vertreibung der Räuber aus Ehrengruben, die gegenwärtig von ihnen besessene Gegend zu cultiviren angefangen haben; so heißen, wie bereits oben nachgewiesen wurde, die in der Nähe unserer behandelten Wallfahrtskirche liegenden und noch gegenwärtig zu dieser Kirche gehörigen

gehörigen Dörfer: Dörfern und Formach in der vulgar Landessprache: Dorfarije und Formach, ohne eine eigentlich slavische Benennung angenommen zu haben, und das Dorf Gränzu heißt in der vulgar Benennung Gränz, Beweise für die deutsche Abkunft. Noch bessere Beweise für diese Behauptung sind die, mit Ausschluß der drei Feichtinger Dörfer, in den angezeigten acht Dtschaften noch häufig vorfindigen deutschen Familiennamen, als: Kaiser, König (gegenwärtig Knich) Trlicht, oder Erlach (nun Trlach), Langhander (nun Logonder), Wohlgemuth, Hohmann (nun Lman), Schifferer, Zopf (nun Zof), Hartmann (ist Ortmann), Starrmann, Dolliner (vielleicht Dollinger) Triller zc. Da vorne bezüglich der im Jahre 1283 sich ergebenden Ueberwanderung der Pusterthaler auch der Ort Zeyern als Pflanzortschaft benannt wurde, so muß ich, zur Vermeidung jeder irrigen Meinung, diese Angabe dahin berichtigen, daß unter Zeyern nur die, an der Gränze des Görzer Kreises, in der, an den Bezirk Laß anrainenden Hauptmannschaft Tollmeir liegende, aus drei Gemeinden bestehende, unbewohnte Alpengegend Jarz, welche ein ganzes, mit zwei Priestern versehenes Pfarvicariat in sich begreift, gemeint seyn könne. Vermög den alten Herrschaft Laßschen Saalbüchern wurde die heutige Jarz, Zeyern, Zeyriz, Zärz und endlich Jarz genannt. Die Bewohner der beiden, aus mehreren Dtschaften bestehenden Untergemeinden Jarz und Daine führen nicht nur deutsche Namen: Kemperl, Eckart, Käser, Heberle, Schwarzkobler, Dachskobler, Schmied, Fensterle, Grocher, Fröhlich zc., sondern sie reden noch immer eine ganz eigene, nur unter sich verständliche, dem Gottscheer Dialecte ähnliche deutsche Sprache, ob schon das aus seinem hohen Alpenthale herabkommende männliche Volk auch die ordentliche deutsche Mundart versteht, und solche, jedoch etwas hart spricht, und sich bei dem Aussprechen der Laute Sch statt des gelinden s, und des o statt des Buchstaben a, bedient. Die Jarzer zeigen in ihrer Abgeschlossenheit an den Quellen des Zeyerflusses noch immer viele Wissenschaft über ihre Abkunft, und eine besondere Neigung und Anhänglichkeit an ihr vormaliges Tyroler Vaterland dadurch, daß sie durch zwei aus ihrer Mitte gewählte Deputirte nach der Stiftskirche von Innochen im Pusterthale alle drei Jahre eine große Opferkerze und eine Geldgabe überbringen lassen, und die dort hierüber erhaltene Bescheinigung als ein theures Andenken sorgfältig bewahren. — Nun zu den Feichtingern zurück. Mit äußerst unbedeutenden Ausnahmen sind die Grundbesitzer aller eils Colonisten = Dtschaften Unterthanen der k. k. Cameral-Herrschaft Laß, die einst zur Dotation der geistlichen Reichsfürsten und Bischöfe des

unmittelbaren, im vormaligen bairischen Reichskreise liegenden Hochstiftes Freisingen gehörten. Die Grundbesitzungen dieser Unterthanen sind insbesondere an Aeckern bedeutend. An Wiesen und Waldungen hingegen ist ihr Besitz nicht von der nämlichen Art, sondern im mindern Ertrag; sie bauen daher auch stark Futterkräuter. Viehzucht, Ackerbau, insbesondere aber die Leinwanderzeugnisse, und die in den Nachbarschaften Safnik und heil. Geist mit großer Vorliebe betriebene Obstkultur verschafft ihnen bedeutende Erträgnisse, um so mehr, als sie rationelle und fleißige Landwirthe sind. Auch die Pferdezucht ist bedeutend, und die jährlich in der Beschälstation und Stadt Krainburg Statt findende Pferde-Prämienvertheilung ermuntert durch ihre gerechte Bedachtnahme die Insassen dieser Gegend zur Züglung schöner Pferde.. Das Obst dieser Gegend ist von besonderer Güte, und an jedem Hause erblickt man in allen diesen Dörfern eigene Obstbaumschulen und dicht mit Bäumen bepflanzte Hausgärten; die Bienenzucht wird stark betrieben. Die Wochenmärkte der drei benachbarten Städte: Montags zu Krainburg, Mittwochs zu Laibach, Samstags zu Laibach und Laß, sichern hier dem Landmanne einen gewissen Abjaz seiner Erzeugnisse, ohne sich bedeutenden Auslagen oder Beschwernissen des Transportes ausgesetzt zu sehen. Inbessen die Hauswirthe mit ihren Getreidefuhren diese Wochenmärkte besuchen, tragen ihre Weiber die Ueberschüsse ihrer Victualien nach Krainburg und Laß. Bei den älteren Mannspersonen wird hie und da noch immer die krainische Nationaltracht, bestehend aus dem langen kaffehbraunen Rocke mit rothem Unterfutter, rother scharlachener Weste und blauer Leibbinde gefunden. Im Winter kleidet den Mann ein langer weißer Schafpelz und eine Pelzhaube, in welcher sich manchmal ein besonderer Luxus zeigt.

Das weibliche Geschlecht kennt den Luxus der Unterkraimerinnen in der Gegend von Weizelburg, Sittich, St. Veit und Treffen noch nicht. Im Sommer ein zeugener oder ein canafasener, oder weißleinener Rock, ohne einem Aermelröckel, im Winter ein tüchernes Aermelröckel oder ein Pelz mit einer Pelzhaube sind die Bestandtheile ihrer Tracht.

Das junge Volk beiderlei Geschlechts ist vorzüglich in den Dtschaften der Nachbarschaft heil. Geist von schönem Schlag und guten Gesichtsbildungen. An gesunder Ueberlegungskraft fehlt es hier beim Volke nicht. Es ist umsichtig, dabei ehrgeizig, und hat aus seiner Mitte Talente und Männer dem Staate geliefert, die vorzüglich in den höheren Justizstellen nicht ohne Ruhm dienen. Aus ihrer Mitte ist auch der in der gelehrten Welt und im ganzen Kaiserreiche allenthalben bekannte k. k. Hofrath Georg Dolliner zu Dörfern gebürtig,

dessen Geburtshaus noch immer den Bulgarnamen Dolliner führt.

Jene Sprache, welche in dieser Gegend nach Balvasor in dem vermengt deutsch und krainischen Dialecte gesprochen wurde, hat sich bereits ganz verloren; aber der krainische Sprachforscher wird hier in der Landesmundart einen andern Umstand merkwürdig finden, nämlich die eigene Betonung und die häufige Uebersetzung der Laute e statt a, z. B. fant (Bürsche) statt Fant; felen (geseht), statt falen; férjen (Florian) statt Florian. Shebenza (Safnik das Dorf) statt Shabenza u. s. w.; dann in den häufigen Diminutiven: als oblezhk statt oblak, Tenzhk statt Tine (Valentin) u. dgl.

Auch hängt hier der Landmann noch gerne an dem Alten, weil er solches, als eine angewohnte Sache, für gut hält, und nur eine bewährte, auf Erfahrung begründete Ueberzeugung kann ihn dazu bringen, das Neuere anzunehmen. Selbst in seinem Wohngebäude ist der alte Styl eines krainischen Bauernhauses zu finden.

Das jüngere Volk liebt häufig den Tanz, und die hier nach alter Sitte im Sommer abgehaltenen Kirchweihstage geben demselben die gewünschte Gelegenheit, sich mit dem Tanze zu belustigen, wobei noch vor wenigen Jahren die Bürsche des Dorfes sich aus ihrer Mitte einen Vortänzer (Rajonz) wählten und dessen Tänzerinn vorzugsweise Rajonka hieß. Auch bestand noch vor wenigen Jahren die Gewohnheit, beim Eintritte eines Kirchweihfestes solches durch einen Aufzug mit der sogenannten Stavenza (Kerzenfahne) zu verherrlichen.

Diese Opserfahne besteht aus einem auf eine lange, bunt bemalte Fichtenstange aufgesteckten runden, an der Ausmündung breiteren, am untern Ende schmal zulaufenden, von einem mit ganz oder halbpfündigen gemalten Wachskerzen besteckten Korb, dessen äußere Seiten mit Goldpapier und bunten Wachsflocken ringsum durchflochten erscheinen. Schöne, aus kostbaren seidnen Tücheln gebildete Fahnen, seidene Schnüre mit Quasten, Fähnchen aus Rauschgold zieren den Umkreis dieses schönen Korbes, und an seiner Spitze krönt ein schöner großer, aus einem niedlich geformten kleinen Körbchen sich erhebender goldener Blumenstrauß das Ganze. Beiträge zu dieser Kirchenopserfahne leistet das junge Volk mit Vergnügen, und eine derlei Fahne sah ich in der hier besprochenen Wallfahrtskirche zu Ehrengruben im Jahre 1834 an einer, am Hauptaltare befindlichen, mit altdeutschem Schnitzwerk gezierten Kirchenbank besestiget, stehen.

Balvasor, II. Theil VII. Buch., Seite 47, Einhart, 2. Theil Seite 269, Anmerkung k, machten von solchen Opserfahnen Erwähnung; Balvasor, in der Art des damaligen Bestandes seiner Zeit. —

Einhart schien eine solche Fahne aus seiner eigenen Zeit nicht gesehen zu haben, da er hierin dem Balvasor nachschrieb. — Musik, Gejauchze und Pistolenschüsse der Burschen des Dorfes begleiteten eine solche Kerzenfahne zur Kirche, und das Schnalzen der Hirten des Dorfes auf der Weide verkündete 14 Tage früher den Nachbarn das Herannahen des Kirchweihsonntages.

Indem ich somit den verehrten Lesern die topographische Beschreibung einer nahen vaterländischen Gegend übergebe, wünsche ich zum Schlusse, daß es den mannigfaltigen Freunden des Vaterlandes, die an bessern Quellen, und in günstigeren Gelegenheiten sich befinden, als ich, belieben wolle, den vaterländischen Blättern Schilderungen unseres an Naturschönheiten ausgestatteten Landes zu liefern, damit so manches Unbekannte zu Tage gefördert, und manches Unrichtige berichtigt werde.

Singedicht.

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluthen schwimmt
Im Himmel unter sich sein Spiegelbild vernimmt;
Und wenn er lang im See gezogen seine Reise,
Taucht unter und zurück läßt keine Spur der Reise;
Glücklich, wer so rein sich auf der Welt bewahrt,
Und Abschied also nimmt, daß Niemand es gewahrt.

St. Rückert.

Aus dem Tagebuche meiner Reisen.

(Der Sturz des Rossberges.)

Von Jean Laurent.

Beschwerlicher als das Hinauffommen, obschon von kürzerer Dauer, ist die Rückkehr von den Höhen des Rigi, die ich allein, nur von meinem Führer begleitet, antrat. Da ich dabei den Hauptzweck hatte, den Sturz des Rossberges in seinen Folgen zu besichtigen, so nahm ich den Antrag, mich den nächsten Weg zu führen, gerne an. Allein die Gefahren, die ich dabei zu überstehen hatte, machten mich in der Folge oftmal die Annahme bedauern. Dieser wenig betretene Bergsteig führte bald über Felsen und Klüfte, bald über Strecken losen Sandes und Abgründe vorüber, wo der erste Fehltritt mit Tod drohte. Ungeachtet meiner Bangigkeit konnte ich mich des Lachens doch nicht erwehren, als mich mein Begleiter damit trösten wollte, daß wir in der Obhut des Berggeistes ständen, der besonders fremde Reisende in Schutz nehme. Ermattet und müde lagerte ich mich endlich auf einer der untern Anhöhen des Rigi, wo ich die Trümmer des Rossberges übersehen konnte. Was ich, theils aus dem Munde meines Leiters, theils aus den Mittheilungen von Augenzeugen, über dieses merkwürdige Ereigniß erfahren konnte, will ich in Kürze

mittheilen: Das Thal von Urth und Goldau, von mehr als 600 friedlichen Einwohnern, in vier kleinen Dörfern, Goldau, Busingen, Röthen und Lowerz bewohnt, war bis zum zweiten Herbstmonat des Jahres 1806 eines der fruchtbarsten und schönsten Gebirgsthäler der Schweiz. Der kleine Lowerzer-See vermehrte das Malerische der Landschaft, die zahlreich von Fremden besucht wurde, welche den freundlichen Fußpfad von Zug her über Urth nach den Gefilden von Schwyz, oder nach dem frommen Pilgerlande Einsiedeln wanderten. Der Rigi, Ruffi und der Steinerberg umgeben dieses Thal, drei der höchsten Nagelflue-Felsen, nicht bloß der Schweiz, sondern aller bis jetzt durchforschten Erdtheile. Von diesen Nagelflue-Schichten brachen, laut Beobachtungen seit den ältesten Zeiten, oft namhafte Trümmer in das Thalgelände herab, und schon in den Jahren 1354, 1712 und 1793 fanden mehrere solche Erdbrüche, in kleinerem oder größerem Umfange Statt. Die Jahre 1804 und 1805 waren, wie bekannt, in der Schweiz sehr naß und regnerisch; die Berge wurden zu Anfange des Jahres 1806 mit einer ungeheuren Menge Schnee bedeckt, und die Sommer-Monate Juli und August desselben Jahres zeichneten sich vorzüglich durch anhaltende Regengüsse aus. So war denn die Witterung des ersten und die Hälfte des zweiten Herbstmonates beschaffen, bis um die Mittagsstunde die bisherige Wasserfluth sich zu vertheilen anfing. Aber umwölkt und finster blieb der Himmel den ganzen Tag hindurch, die Schrecknisse des nahen Abends in seinen düstern Schooß verhüllend. Bereits am frühen Morgen des einbrechenden Unglückstages zeigten sich kleinere Erdbrüche und Risse im Rasengelände auf der absteigenden Fläche des Gnipenberges und in der Nähe des Spizbüels. Schon da hörte man von Zeit zu Zeit im nahen Walde das Krachen abgerissener Tannenwurzeln; schon da ließen sich von ihrer sonstigen Lage entrückte, und in die Höhe geschobene Steine und Felsenstücke entdecken; schon da erblickte man an verschiedenen Stellen kleinere Rasenhügel übereinander geschoben und auswärts gestellt, und sah in kurzen Zeiträumen von den dortigen Felsenwänden kleinere oder größere Steinmassen sich ablösen, die dann in schneller Eile nach der Tiefe des Berggeländes hinabwälzten.

Unter solchen peinlichen Vorbedeutungen verstrich die Hälfte des grausen Tages, bis nach zwei Uhr das Niederstürzen der locker gewordenen Gegenstände sich immer mehr vermehrte, die losgerissenen Felsenmassen immer größer wurden, die in der Höhe aufsteigende Nebelwolke, und das dumpfe, am Rigi wiederhallende Getöse die innere Bewegung des Berges immer sichtbarer machte.

Nun fängt sich in der Mitte des steilen Röthnerberges das untere Erdreich zu trennen und die gewesene Schichte zu vergrößern an; der losgerissene Erdgrund wird merklich beweglich, und beginnt sachte zu glitschen. Von der höchsten Felswand stürzt ein großes Stück nieder, die oben und unten hervorragenden Felsenreihen trennen sich langsam von ihrer Unterlage, und senken sich immer mehr nach der Tiefe hin. Das oben an der Gnipenhalde und unten zwischen den Felsenwänden gelegene Erdreich dehnt sich immer weiter auseinander, und verwandelt seinen grünen Rasenteppich in die bräunlich schwarze Farbe des umgekehrten, rohen Erdbodens. Die untern Wälder folgen der schwankenden Bewegung der obern, eine unzählige Menge von Tannenbäumen stürzt über einander, und ganze Schaaren Vögel eilen mit Pfeilschnelle dem Schauplatz der Verwüstung vorüber. Jetzt rückt die schreckliche Katastrophe ihrer Entwicklung noch näher, da schon mehrere größere Steine hinab rollen, Häuser, Ställe und Bäume zerschmettern, und dann in verdoppeltem Lauf, als Vorboten der nacheilenden Masse, sich in die Tiefe des Thales stürzen. Das Wanken der Wälder wird immer sichtbarer, das Getöse, Krachen und Geprassel der Steine und der Erdmassen immer lauter und sonderbarer, bis endlich um fünf Uhr Abends die fürchterliche Minute des Losbruches erfolgt; die ungeheure Bergwand zwischen dem Spizbüel und der Steinerbergerflue, in einer Breite von Tausend Fuß, von hundert Fuß Mächtigkeit, und fast einer Stunde Länge, sich losreißt, erst in fürchterlich langsamer Wellen-Bewegung ganze Wälder, Steinmassen, Sennhütten, Viehheerden vor sich hinschiebend daher glitscht, dann mit Blitzesschnelle und unter schrecklichem Geprassel und Dampf über das Goldauer und Businger Thal herab, und bis zu dem Rigifuß wieder hinaufsteigt. In diesem Moment erbeben Berge und Thäler, entfielen die Vögel der Luft, und schienen alle Zorngerichte der Natur über diese bisher so schöne Schöpfung gekommen zu seyn! — So lagen binnen einigen Minuten die sonst so reizenden und fruchtbaren Thäler von Goldau, Busingen, Ober- und Unterröthen in die gräßlichste Sandwüste, und im Umfang einer Quadrat-Meile in ungeheure Trauerhügel verwandelt, da; alle diese einst so glücklichen Landschaften und Dörfer vernichtet, der westliche Theil des Lowerzer-Sees mit Stein und Schutt ausgefüllt, und der ganze kraftvolle, gutmüthige, arbeitssame und genügsame Menschenstamm dieser Thäler theils elend erstickt und erschlagen, theils in den tiefsten Jammer und Armuth gestürzt.

Der ganze Felschichtenbruch, nachdem er einmal sich von seiner Grundlage losgerissen, stürzte

in Mitte seines Laufes bei der Kapelle von Röhren in vier verschiedenen Hauptarmen herab, daher auch der Schutt vier Hauptlinien von Trümmerhaufen bildet. Die einen östlich wandten sich gegen das Dorf Lowerz und den Lowerzer-See, die andern mehr westlich stürzten sich auf das Dorf Goldau und gegen den Fallenboden am Rigi hin. Sie verloren aber durch diese Trennung nichts von ihrer ersten Kraft und Wuth, sondern trieben mit gleicher Blitzgeschwindigkeit Alles vor sich hin, was ihrem Lauf sich zu widersezen wagte. Fast unglaublich ist die Geschwindigkeit und die daher bewirkte furchtbare, Alles wegschleudernde, Alles zerschmetternde Gewalt, mit welcher in so kurzem Zeitraum der ungeheure Steinstrom vom Gipfel des Berges herab über das niedere Thal, und noch eine beträchtliche Strecke des jenseitigen Rigi Berges sich verbreitete. In einem Augenblicke waren Berghügel abgeworfen und neue gebildet; flogen die mächtigsten Tannenbäume, und häuserhohe Felsklumpen, wie leichte Kieselsteine, durch die heulende, von Dampf und Staub verfinsterte Luft; trat der Lowerzer-See brüllend außer seinen Gränzen, und wurde Alles, was dem reißenden Steinströme in den Weg trat, fortgeschoben oder fortgeschleudert. Ein allmächtiges Werk des Augenblickes! In einem Moment, das ganze Thal von Goldau noch ein Paradies — und in dem darauffolgenden eine Steinhöhle, voll Todesschauer und Menschengrauen. Eine einzelne Kapelle auf diesen Trümmern, als Denkmal der großen Grabstätte, bezeichnet den Ort, wo einst die herrlichen Dörfer im Umkreise standen, die jetzt von der Erde vertilgt, nur durch Unglück noch im Andenken der Menschen leben.

Behmüthig stimmte mich ein Anblick, der so mannigfachen Stoff zum Nachdenken darbot; da ergriff ich meine Bleifeder, und schrieb auf ein nahe liegendes Felsenstück Lavater's Worte, die er einst an den Rand einer Zeichnung unter die Trümmer des Colisäums schrieb:

„Alles, was fest uns scheint, zertrümmert Zeit und Natur einst. Such' Unvergängliches nichts auf der Erde, des Todes Geburtsort.“ — Dann griff ich nach dem Wanderstabe und pilgerte schweigend gegen Schwyz, um von dort aus die herrlichen Landschaften des Vierwaldstädter Sees zu besuchen.

Ueber die Herkunft des russischen Namens.

In Rußland hat sich eine eigenthümliche Fehde über den Ursprung des Namens Russen entsponnen.

Die Veranlassung kann uns gleichgiltig seyn, indem eine ziemlich lächerliche Ansicht eine geharnischte Entgegnung Bulgarins hervorrief, welcher bekanntlich seit geraumer Zeit sich viel mit Geschichte abgibt, und dabei, obwohl seinen slavischen Ursprung nirgends verläugnend, doch mit ziemlicher Unparteilichkeit zu Werke geht. Die gewöhnliche Ansicht über die Gründung des russischen Staats ist die, daß Skandinavier unter Kurik's Anführung auf die Bitte slavischer Stämme in's Land gekommen seyen. Bulgarin weicht von dieser Ansicht in so fern ab, daß er zwar keineswegs, wie schon geschehen, die Herbeirufung fremder Herrscher läugnet, aber sie von einer andern Seite herkommen läßt, nämlich nicht aus dem Norden oder von Skandinavien her, sondern vom Niemen oder der Ruzna, wie dieser Fluß geheißen haben soll. Die ausführlichen Beweise hierüber sollen in seinem größern Werke über die Geschichte Rußland's enthalten seyn; zur Orientirung führen wir inzwischen aus einer kleinen Abhandlung von ihm, welche in der Nordischen Biene erschien (Nr. 191 u. 192 v. d. J.) einige Bemerkungen an. Er citirt hier den Bericht, welchen der Bischof von Bremen, Luitprand, über seine Gesandtschaft nach Constantinopel hinterlassen hat, und worin es heißt: „gegen Norden von Constantinopel wohnen die Ungarn, die Petschener, die Chasaren, die Russen, welche wir Nordmannen nennen, und die Bulgaren, die nächsten Nachbarn.“ Bulgarin bemerkt über diese Stelle: „es geht aus dem Berichte hervor, daß Luitprand von den Russen in Kiew spricht, daß diese Russen eine deutsche Sprache redeten, wie sie an den Ufern des baltischen Meeres im Gebrauch war, und daß Luitprand diese Russen selbst in Constantinopel sah und mit ihnen redete. Luitprand vergleicht also die Russen mit den Normannen, erstens wegen ihres Wohnsitzes gegen Norden von Constantinopel, und zweitens wegen der Sprache.“ Die Russen in Kiew sprachen also deutsch und waren Deutsche, woher kamen sie aber? Bulgarin stellt folgende Sätze auf: 1) die Russen waren ein gothischer oder deutscher Stamm. 2) Dieser Stamm wohnte früher im südlichen Rußland am schwarzen Meere. 3) Zur Zeit der Kriege und Umwälzungen in jenem Lande theilte sich der Stamm in zwei Theile. 4) Ein Theil blieb an der Mündung des Dons und in jenen Gegenden, wo Tarmarcha stand, der andere Theil zog gegen Norden zu seinen Stammgenossen, den Gothen, und ließ sich an der Mündung des Niemen nieder. 5) Kurik kam nach Nowgorod von der Mündung des Niemen oder der Ruzna übers Meer, weil ein ganzer Stamm mit Frauen und Kindern unmöglich den Landweg

einschlagen konnte, da dieser durch das feindliche Lütthauen geführt hätte.“

Wenn die Gründe und Beweise, welche Bulgarin für diese Behauptungen anführen will, wirklich zureichend sind, so hat er auch der ältern deutschen Geschichte einen nicht geringen Dienst geleistet, indem er den dunkelsten Punct der deutschen Geschichte aufzuhellen anfängt, nämlich was aus den im Osten der Elbe ansässigen deutschen Stämmen nach der großen Völkerwanderung wurde. Vor der Römerzeit, und vor der großen Völkerwanderung hausten, wie man wohl mit Gewißheit sagen darf, deutsche Stämme zwischen dem baltischen und schwarzen Meere, und vielfach an der Donau hinab bis an deren Mündungen. Was ist ihre Geschichte nach Attila? Wir wissen es nicht. In die Nacht jener Zeit können für jetzt nur Slaven eine Leuchte tragen, da bei Deutschen wohl jetzt noch eine solche Kenntniß slavischer Dialecte, wie zu derartigen Untersuchungen erforderlich ist, nicht leicht angetroffen wird. Siegt ja unsere Geschichte des Mittelalters, so weit sie die slavischen Stämme betrifft, noch sehr im Argen.

Fenilleton.

(Rückblick in die Vergangenheit.) Am 23. April 1809 war eine Division des Infanterie-Regiments Erzherzog Carl, bei der sich die Fahne befand, um den Rückzug der Armee nach Regensburg zu decken, vor einem kleinen Dorfe aufgestellt, mit dem Befehle, diesen Posten auf keinen Fall zu verlassen. Die feindliche Infanterie griff im Sturm an und mit Wuth diese Division an. Vergebens; alle Angriffe wurden blutig abgeschlagen, aber auch von dem Feinde sogleich durch frische Truppen so lange erneuert, bis es der zahlreichen feindlichen Cavallerie gelang, die Straße nach Regensburg zu gewinnen, und dadurch diese Division vom Heere zu trennen. — Ihre Lage war nun verzweiflungsvoll; viele Brave waren bereits gefallen, auf allen Seiten von feindlichen Infanterie- und Cavallerie-Colonnen umringt, war ihr kein Ausweg der Rettung übrig; Tod oder Gefangenschaft und Verlust der Fahne erwartete sie. Schon drängten sich auch die Feinde auf diese kostbare Beute — als plötzlich der Befreite Thomas Kosabel auf die Fahne stürzte, sie von der Stange herabriß, in seinen Kleidern verbarg, und aus dem Schlachtgetümmel den Ufern der Donau zuelte. Aber schon haben die Feinde die Brücken besetzt, kein Kahn ist vorhanden,

und eine feindliche Abtheilung nähert sich in Eile und ruft ihm zu, sich zu ergeben. Da stürzt sich Kosabel in den reißenden Fluß, dieser mag die heilige Beute verschlingen, aber die Feinde sollen sich nicht rühmen, eine Fahne von dem Regimente erobert zu haben, das den Namen des geliebten Erzherzogs trägt. Doch selbst die Wellen des deutschen Stromes scheinen diese Großthat zu ehren; Kosabel wird von keiner feindlichen Kugel, die ihm in Menge nachgesendet werden, getroffen, kommt glücklich am andern Ufer an, und überbringt dem Regimente die theure Fahne im Lager bei Cham. Se. Majestät belohnten das muthvolle und entschlossene Betragen dieses tapfern Kriegers mit der goldenen Tapferkeits-Medaille und einem Geschenke von 1000 fl.

(Mittel, die gesucht werden.) Essenz gegen das Wackeln der Vermögensumstände. — Kitt, um Freundschaft zu besessigen, die lose geworden. — Augenwasser, für in sich selbst Verliebte. — Glänzender Streusand, um die Leute zu verblenden. — Spiritus, um das Wachsen der Verstandeskkräfte zu fördern. — Opodeldok gegen Gemüthsverrenkungen. — Balsam zum Schutz gegen Gewissensbisse. — Senfpflaster für Hartherzige. — Wassersuppen für Schmarozer. — Heftpflaster, um Klatschschwestern den Mund zuzuheilen. — Pillen, die gegen Verläumdung sicher stellen.

(Jefferson's Lebensregeln.) Bemühe nie Andere mit Dingen, die du selbst verrichten kannst. — Gib dein Geld nie aus, bevor es sich in deinen Händen befindet. — Kaufe nie, was du nicht gebrauchst, weil es wohlfeil ist. — Der Stolz kostet uns mehr als Hunger, Durst und Kälte. — Wie viel Dual haben uns schon die Uebel gemacht, die nie eintreten! — Erfasse jedes Gefäß bei dem bequemsten Henkel.

Charade.

(Dreißtblig.)

Beglückt ist das, was uns die Letzte heuuet,
Wenn ihm sein Fürst die beiden Ersten ist.
Geliebtes Ganzes! — daß du glücklich bist,
Glaubt Jeder wohl, der deinen Herrscher kennet.

Auflösung des Räthfels aus dem Jhr. Blatte Nr. 9:

Holtron.

Verleger: Ignaz Alois Edler v. Kleinmayr.